

Editorial

In seinem Standardwerk *Die Erfindung der Nation* definiert der amerikanische Politologe Benedict Anderson die Nation als imaginierte, »vorgestellte Gemeinschaft«, als »kameradschaftlichen« Verbund, in dem man einander kennt und nahe ist. Da Kameradschaft sich zumindest zum Teil durch den Ausschluss jener, die nicht Kameraden sind, konstituiert, betont Anderson: Die »Nation wird als begrenzt vorgestellt [...], weil selbst die größte von ihnen [...] in genau bestimmten, wenn auch variablen Grenzen lebt, jenseits derer andere Nationen liegen.«¹ Mit Ausnahme seiner Erörterung des Kolonialismus geht Anderson allerdings nicht auf die Imagination dessen ein, was sich jenseits der eigenen Nation abspielt. Zudem sind Grenzen, seien sie geografisch und/oder politisch, nicht immer mit denen der imaginierten Nation identisch.

Wie der vorliegende Band anhand einer Reihe von Beispielen illustriert, wird die eigene Nation nie als eine alleinstehende Gemeinschaft gedacht. Sie wird vielmehr in Bezug auf andere Nationen imaginiert. Nachbarn sind sich nah, doch man sucht sie sich nicht aus, und oft kennt man einander nicht wirklich. Sie sind die Nächsten und doch Fremde. Der Nachbar kann ein Freund sein, oft ist er aber – gerade wegen seiner Nähe – Feind. Man unterhält zwar Beziehungen zueinander, grenzt sich aber auch ab, zum Schutz und zur Verteidigung. *High fences make good neighbours*, lautet ein englisches Sprichwort.

Man stellt sich seine Nation also immer im Vergleich mit den Nachbarn vor, die nicht so sind wie »wir«, und »sie« tun natürlich dasselbe. Kollektive Vorstellungen dieser Art, die durch Künstler, Intellektuelle und Politiker, die Medien und die Schulen verbreitet werden, üben einen beträchtlichen Einfluss auf die Selbstbilder der Nationen wie auch auf deren nachbarliche Beziehungen aus. Deutsche Denker haben bezüglich ihrer Nachbarn nie ein Blatt vor den Mund genommen. So stellte etwa Anfang des 19. Jahrhunderts der deutsche Schriftsteller und Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung Ernst Moritz Arndt den Hass auf die Franzosen wiederholt als ein für die Deutschen charakteristisches und verbindendes Element heraus:

»Wenn ich sage, ich hasse den französischen Leichtsinn, ich verschmähe die französische Zierlichkeit, mir missfällt die französische Geschwätzigkeit und Flatterhaftigkeit, so spreche ich vielleicht einen Mangel aus, aber einen Mangel, der mir mit meinem ganzen Volke gemein ist.«²

1 Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*, Berlin 1998.

2 Ernst Moritz Arndt, *Geist der Zeit*, 4. Teil, Leipzig o.J., 157.

Arndts Loblied auf den Hass mag zwar extrem ausfallen, mit seinen Stereotypen und Vorurteilen gegen »die Franzosen« stand er aber keineswegs allein. Und natürlich mangelte es auch den französischen Autoren nicht an Voreingenommenheit und klischeehaftem Denken über »die Deutschen«.³

Dass Kollektive nicht ihr eigenes Wesen, sondern auch das anderer Kollektive imaginieren, wie auch die – nicht selten negativ besetzte – Beziehung zu diesen, ist nicht neu. Der britische Historiker E. P. Thompson hatte konstatiert, dass Rom die Barbaren, das Christentum die Heiden und die Protestanten die Katholiken benötigten.⁴ Mit anderen Worten: Die Beziehung zu »den Anderen«, die natürlich nicht nur imaginierte Elemente aufweisen, stellt einen Teil der emotiven Aufladung des eigenen Kollektivs dar. Insofern ist, wie die Beiträge dieses Bandes verdeutlichen, eine Ergänzung oder Erweiterung der Anderson'schen These zur Erfindung der Nation notwendig. Doch geht es hier nicht um die Frage, wie Deutschlands Nachbarn in der deutschen nationalen Imagination erscheinen. Vielmehr soll der Spieß umgedreht werden: In elf Beiträgen, die als Fallstudien gelesen werden können, wird ausgelotet, wie »die Deutschen« in den Augen einiger ihrer Nachbarn wahrgenommen werden. Die geografischen und demografischen Dimensionen Deutschlands, seine ökonomische und militärische Macht, sein hoher gesellschaftlicher und kultureller Entwicklungsstand, die geopolitische Schlüsselposition in der Mitte Europas wie auch seine imperialen und nationalen Aspirationen und Aggressionen erlaubten es seinen unmittelbaren Nachbarn und auch weiter entfernten Nationen zu keinem Zeitpunkt, Deutschland zu ignorieren. Die Nähe zu Deutschland spielte deshalb immer eine Rolle für die Art und Weise, in der Deutschlands Nachbarn sich als Nationen definierten und verstanden. Es wurde eine Beziehung imaginiert und etabliert, die in manchen Fällen auf Ähnlichkeit, in anderen auf Differenz basierte, mitunter aber auch auf dem Bewusstsein einer radikalen Andersartigkeit. Bemerkenswert ist, dass in den hier versammelten Beiträgen ein Motiv immer wieder zum Vorschein kommt: In welcher Epoche und welcher Region man sich auch befindet, »den Deutschen« wird meist mit Ambivalenz begegnet.

Die Aufsätze dieses Bandes untersuchen, wie Prozesse der Nationenbildung im geografischen und kulturellen Umfeld Deutschlands von dessen Präsenz beeinflusst wurden und werden, was Deutschland für seine Nachbarn bedeutete und immer noch bedeutet. Sie zeigen, wie Deutschlands Nachbarn sich »die Deutschen« vorstellen, wie sie sich von ihnen politisch und kulturell abgrenzen, sich jedoch oft auch mit ihnen identifizieren oder beides ambivalent miteinander verbinden. Folgende Fragen gilt es also zu beantworten: Wie haben sich die Etablierung und die Aufhebung innerdeutscher Grenzen auf die Entstehung nationaler Identitäten inner- und außerhalb

3 Ruth Florack, *Tiefsinnige Deutsche, frivole Franzosen. Nationale Stereotype in deutscher und französischer Literatur*, Stuttgart 2001.

4 E. P. Thompson, *Beyond the Cold War*, London 1982, 18 f.

Deutschlands ausgewirkt? Wie wurden und werden »die Deutschen« im benachbarten Ausland, vor allem in Grenzregionen, wahrgenommen? Welche Auswirkungen haben diese Perzeptionen auf das eigene nationale Selbstbild dieser Kollektive?

Zwangsläufig befasst sich dieser Band großteils mit Verallgemeinerungen, Klischees und Stereotypen wie auch mit den verschiedenen Instrumenten ihrer Vermittlung. Visuelle Darstellungen spielen dabei eine wesentliche Rolle, denn es geht häufig um einen Appell ans Emotionale, um Selbst- und Fremdbilder, die nicht nur durch Worte, sondern auch durch Objekte der bildenden Kunst, durch museale Relikte, Gedenkrituale und nicht zuletzt durch Landkarten kommuniziert werden. Entsprechende visuelle Beispiele werden ausführlich erörtert und abgebildet.

Die Bilder, die Deutschlands Nachbarn sich von »den Deutschen« machen, ebenso wie die Rolle, die diese Bilder »der Deutschen« als Andere in der Konstitution der je eigenen nationalen Selbstbilder spielen, sind zahlreich, betreffen sie doch eine Reihe von Nationen sowie eine Vielfalt von Medien und historischen Perioden. Aus offensichtlichen Gründen widmen sich die hier versammelten Beiträge nur einer kleinen Auswahl der möglichen Themen. Es soll auch nicht versucht werden, vielförmige Verhältnisse des »Wir« und »Sie« auf ein einheitliches Schema zu reduzieren; vielmehr geht es um die Analyse einiger Beispiele, die auf die Mannigfaltigkeit der in diesen Imaginationen zum Ausdruck kommenden »Wir-Sie«-Beziehungen hinweisen.

* * *

Die Beiträge im dreigliedrigen Hauptteil des vorliegenden Bandes basieren auf einer englischsprachigen Tagung, die am 13. und 14. Februar 2011 am Minerva Institut für deutsche Geschichte in Tel Aviv unter dem Titel »Germany and Its Neighbours« stattfand.

I. Aufbrüche, Unklarheiten, Ambiguitäten

Den historischen Ausgangspunkt markiert zunächst die nationale Neuordnung Europas, die im Lauf des 19. Jahrhunderts von liberalen und revolutionären Bewegungen durchgesetzt wurde. In jenem Europa der monarchisch-dynastischen Großmächte, das die Sieger nach dem Sturz Napoleons mit dem Wiener Kongress von 1814-1815 wiederherzustellen suchten, waren noch regionale, religiöse und imperiale Zugehörigkeiten maßgebend gewesen. Doch die Restauration vermochte nicht, das Aufkeimen nationaler Bewegungen zu verhindern, und war letztendlich zum Scheitern verurteilt. Im Europa der Nationalstaaten, das Mitte des 19. Jahrhunderts entstand, begannen die regionalen und religiösen Identitäten in den Hintergrund zu rücken. Auch die großen Unterschiede zwischen Zentrum und Peripherie, die für

imperiale Verhältnisse kennzeichnend waren, verblassten – ohne dabei jedoch völlig zu verschwinden. Die im ersten Abschnitt enthaltenen Beiträge thematisieren die Identitätsbildung im deutsch- und gemischtsprachigen Raum des 19. Jahrhunderts, als die nationalen Grenzen erst im Entstehen und die Selbst- und Fremdbilder der Bevölkerung Europas auch regional eingefärbt waren.

Zef Segal widmet sich diesem Thema mittels kartografischer Analysen. Er untersucht die Königreiche Sachsen, Bayern und Hannover in der Ära nach dem Wiener Kongress und unterscheidet zwischen formalen, wirklichen (anhand der Institutionsdichte messbaren) sowie imaginierten Grenzen. Dabei kann er belegen, dass der individuelle Identitätsbildungsprozess in den zeitgenössischen Landkarten seinen Niederschlag findet. Dass sich im Fall Sachsens die drei Grenzarten weitgehend deckten, deutet, so der Autor, auf eine starke Identifikation der sächsischen Bevölkerung mit ihrem Königreich hin; hingegen divergierten die drei Grenzarten auf bayerischen Landkarten, was Bayerns partikularistische Identität widerspiegeln. Die Einwohner Hannovers hingegen hätten in dieser Zeit keine gemeinsamen, sondern spezifisch regionale Identitäten entwickelt, was sich auf damaligen Landkarten an den fehlenden Außengrenzen erkennen lasse.

Am Beispiel der slowenischen Bevölkerung in den multilingualen Peripherien Niedersteiermark und Südkärnten zeichnet *Marta Verginella* den Übergang von der regionalen zur nationalen Identifikation auf. Das Bewusstsein, einer eigenständigen slowenischen Nation anzugehören, war Anfang des 19. Jahrhunderts unter den Slowenen dieser Grenzregionen nur in intellektuellen Kreisen verbreitet. Anhand mehrerer deutschsprachiger Zeitschriften weist Verginella nach, dass die slowenischen Intellektuellen dennoch das Bedürfnis hatten, den Dialog mit der deutschen Kultur, der sie viel Positives abgewinnen konnten, aufrechtzuerhalten. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts erfasste der slowenische Nationalismus dann zunehmend breitere Bevölkerungsschichten, was sich in der verstärkten Abgrenzung gegenüber den deutschen Nachbarn und der Betonung von Stereotypen bemerkbar machte. Es waren vor allem »die Deutschen«, die in der Konstruktion der slowenischen Nation die Rolle eines Gegenpols einnahmen, wenn auch das Verhältnis zu ihnen von Ambivalenz geprägt war. So warnten zum Beispiel slowenische Frauenzeitschriften in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ihre Leserinnen vor dem angeblich schlechten Einfluss, den das Lesen deutscher Literatur oder Zeitschriften auf sie haben könne. Andererseits diente vielen Sloweninnen die deutsche und österreichische Frauenbewegung als Vorbild für die eigenen Emanzipationsbestrebungen.

Auch Thomas Serrier und Mathias Seiter beschäftigen sich mit der Konstruktion von Identitäten in multiethnischen Peripherien des 19. Jahrhunderts. Beide Autoren untersuchen und vergleichen diesen Prozess in Posen und Elsass-Lothringen. *Thomas Serrier* unterzieht für den deutsch-französischen bzw. deutsch-polnischen Vergleich das notorische Vorurteil des »Bar-

baren aus dem Osten« einer genaueren Untersuchung. Er legt dar, dass das mit Chaos, Ineffizienz und Rückständigkeit verbundene Stereotyp von der »polnischen Wirtschaft« bereits im 19. Jahrhundert als Gegenbild zum Topos der »deutschen Leistung« unter der deutschen Bevölkerung Posens weit verbreitet war. Ein solch eindimensionales Schwarz-Weiß-Denken war hingegen für das in der Regel durch Ambivalenz und Mehrdimensionalität geprägte Deutschlandbild der elsass-lothringischen Franzosen untypisch. Denn einerseits schwärmten viele Franzosen für die »preußische Organisationsfähigkeit«, andererseits war in Frankreich die Deutschfeindlichkeit gang und gäbe – vor allem nach dem Wendejahr 1871, als sich das siegreiche Preußen im Zuge des Deutsch-Französischen Krieges Elsass-Lothringen einverleibte und die deutsche Reichsgründung vollzog. Deutschland wurde nun zunehmend mit Barbarei – gemeint waren konkret die Härte der Exekutive, Untertanengeist und Imperialismus – in Verbindung gebracht und dem republikanischen Selbstbild der Franzosen entgegengesetzt.

Mathias Seiter geht in seinem Beitrag der Frage nach, wie Elsass-Lothringen und Posen – in denen jeweils eine signifikante jüdische Minderheit ansässig war – in der deutsch-jüdischen Presse zwischen 1871 und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wahrgenommen wurden. Die meisten Juden im deutschen Kernland definierten sich als loyale deutsche Staatsbürger und das Zusammentreffen mit den Glaubensbrüdern und -schwestern in den Grenzregionen veranlasste sie, ihre Zugehörigkeit zur deutschen Mehrheitsgesellschaft zu stärken und zu bestätigen. Demgegenüber sahen sich die Juden in Elsass-Lothringen bis 1871 als treue Bürger Frankreichs – jenes Landes, das ihnen die rechtliche Gleichberechtigung gewährt hatte. Nach dem Wendejahr zeigten sie sich entsprechend zurückhaltend, ihre Identifikation mit Frankreich aufzugeben und uneingeschränkt die Identität des in ihren Augen politisch rückständigen Deutschlands anzunehmen – sehr zum Missmut der deutsch-jüdischen Presse. Die jüdische Bevölkerung Posens, das auf dem Wiener Kongress Preußen zugesprochen worden war, bekannte sich hingegen mehrheitlich zum deutschen Sprach- und Kulturkreis. Im Zentrum der deutsch-jüdischen Berichterstattung stand deshalb nicht die Frage ihrer Zugehörigkeit, sondern der Konflikt zwischen der deutschen und der polnischen Bevölkerung in dieser Provinz. Übereinstimmend mit dem nationalistischen Diskurs der Mehrheitsbevölkerung wurde auch in der deutsch-jüdischen Presse Posen als umkämpfte Grenzregion dargestellt, in der es galt, das Deutschtum gegen die »polnische« bzw. »slawische Gefahr« zu verteidigen – eine Position, die in der Regel von den Juden vor Ort mitgetragen wurde.

II. Klärungen, Fixierungen, Konsolidierungen

Mittel- und Osteuropa hatten sich am Vorabend des Ersten Weltkrieges zu einem Krisenherd entwickelt. Mehr und mehr ethnische Gruppen entwickelten separate nationale Identitäten und strebten nach Eigenstaatlichkeit. Es begann ein langer Zeitraum, in dem es um die Aushandlung, Klärung und Festschreibung dieser nationalen Identitäten ging – ein politischer Prozess, der über den Zweiten Weltkrieg hinaus bis in den Kalten Krieg währte und in manchen Nationen bis heute andauert. Die europäischen Staaten strebten allesamt nach einer möglichst homogenen Konstituierung; Hybriditäten und Vielschichtigkeiten wurden als problematisch empfunden, ethnische Minderheiten mithin als Fremde stigmatisiert.

Ähnlich wie im bereits angesprochenen slowenischen Fallbeispiel entwickelte sich auch unter der tschechischen Bevölkerung der Habsburger Monarchie ab Mitte des 19. Jahrhunderts die Vorstellung, einer eigenen Nation anzugehören. Ob diese zum östlichen oder zum westlichen Teil Europas zu zählen sei, war dabei eine der Schlüsselfragen des innertschechischen Nationaldiskurses. *Christiane Brenner* legt in ihrem Beitrag dar, dass mit der Gründung des tschechoslowakischen Staates im Jahr 1918 diese Identitätsfrage eindeutig beantwortet wurde: Die Tschechoslowakei orientierte sich an den westlichen Demokratien. Erst nachdem sich die Tschechen im Münchner Abkommen von 1938, in dem das sogenannte Sudetenland dem »Dritten Reich« zugesprochen wurde, von den Westmächten verraten fühlten, trat schrittweise eine Wende der nationalen Ausrichtung hin zur Sowjetunion ein.

Nach 1945 galt es umso mehr, den wiedererrichteten tschechoslowakischen Nationalstaat gegenüber einer möglichen deutschen Bedrohung von innen und außen zu verteidigen. Anhand der Aussagen tschechischer Journalisten, Schriftsteller und Politiker, die sich überlieferter Stereotypen von »den Deutschen« bedienten, zeigt Brenner, dass deren vermeintliche Organisationsfähigkeit, Tatkraft und Beharrlichkeit auch nach 1945 als fortwährende Bedrohung für den tschechoslowakischen Staat und den Frieden in Europa wahrgenommen wurden. In der Konsequenz wurden umgehend nach Kriegsende drei Millionen Sudetendeutsche aus der Tschechoslowakei vertrieben, wobei die Bindung an Moskau als Schutz sowohl vor einer möglichen wiederkehrenden deutschen Aggressionspolitik als auch vor potenziellen Vergeltungsaktionen der Deutschen für die erzwungene Umsiedlung angesehen und hingenommen wurde.

Wie Brenner verdeutlicht, spielte die Grenzregion zu Deutschland eine besondere Rolle im tschechoslowakischen Diskurs nach 1945. Speziell dort erachtete man es als prioritär, eine neue tschechoslowakische Mustergesellschaft aufzubauen. Aus tschechischer Sicht sollten die »Grenzler« keinerlei Schwäche zeigen und sich durch ein besonderes politisches Zusammenhaltgefühl und moralisches Bewusstsein auszeichnen, waren sie es doch, die dem deutschen »Feind« an dieser Systemgrenze unmittelbar gegenüberstanden – einer System-

grenze, an der auch der Sozialismus gegen den Kapitalismus verteidigt werden musste. In der Praxis schlugen diese Pläne für die »Musterregion« jedoch fehl.

Sagi Schaefer geht in seinem Beitrag ebenfalls der Frage nach, inwiefern in der Nachkriegszeit staatliche Entwürfe in Bezug auf Grenzregionen und ihre Bewohner vor Ort umgesetzt wurden. Anhand des Tourismus an der deutsch-deutschen Grenze analysiert er den unterschiedlichen Umgang der BRD und der DDR mit der Demarkationslinie. Aus Sicht der westdeutschen Behörden war der Grenztourismus ein probates Mittel, die DDR zu diskreditieren und zu isolieren. So wurden zum Beispiel auf westdeutscher Seite Aussichtstürme errichtet, um den Touristen den niedrigen Lebensstandard auf der anderen Seite und den repressiven DDR-Grenzschutz vor Augen zu führen. Sowohl Grenztouristen als auch -anrainer profitierten hiervon: Erstere konnten sich als im Wohlstand lebende Bürger eines freien Landes fühlen. Letzteren kamen die beträchtlichen staatlichen Investitionen im Grenzland zugute, die wiederum ihr Zugehörigkeitsgefühl zum Westen förderten.

Die DDR-Behörden sahen hingegen sowohl in den west- als auch in den ostdeutschen Touristen eine zu unterbindende Gefahr. Die grenznahe Anwesenheit Westdeutscher, vor deren schlechtem Einfluss die DDR-Bürger zu schützen waren, wurde als Provokation wahrgenommen. Um das Spektakel zu beenden, verschoben die DDR-Behörden ihre Grenzinstitutionen kurzerhand hinter die eigentliche Demarkationslinie. Während die DDR also versuchte, die Grenze vor den Blicken der Öffentlichkeit zu kaschieren, war den bundesdeutschen Behörden ihre Sichtbarkeit ein Anliegen.

Anhand einer kritischen Auseinandersetzung mit zwei niederländischen Schulwandbildern aus den Jahren 1911 und ca. 1970, in denen jeweils »die Deutschen« als »die Anderen« dargestellt werden, untersucht *Ina Katharina Uphoff*, wie staatliche Stellen bestimmte kollektive Selbst- und Fremdbilder vermitteln und fördern, um ihre Schüler zu loyalen Staatsbürgern zu erziehen. Schulwandbilder nahmen in der vordigitalen Vergangenheit in diesen Identitätsbildungsprozessen eine zentrale Rolle ein, denn sie transportieren ihre Botschaft kindgerecht sowohl auf der didaktischen als auch der normativen Ebene. Das erste Bild zeigt Repräsentanten der niederländischen Patriotenbewegung, die im Jahr 1787 Prinzessin Wilhelmina von Preußen und ihrem Gefolge den Weg versperren. Uphoffs Analyse zufolge spiegelt diese Darstellung das zeitgenössische Bestreben der Niederlande wider, den deutschen Nachbarn in die Schranken zu weisen. Der internationale Machtverlust, den die Niederlande im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zu verschmerzen hatte, sollte durch den verstärkten Ausdruck eines nationalen Überlegenheitsgefühls gegenüber »den Deutschen« kompensiert werden: Dem deutschen Militarismus wurde, wie in diesem Schulwandbild, die eigene, als liberal empfundene Identität gegenübergestellt.

Der deutsche Überfall auf die Niederlande im Jahr 1940 zielte auch auf die Zerstörung der dortigen freiheitlichen Grundeinstellung. Auf dem dreißig Jahre später entstandenen Schulwandbild, das von deutschen Soldaten eskortiert

tierte Gefangene auf dem Weg ins KZ zeigt, kommt die Dichotomie zwischen den Niederländern, die ausschließlich als Opfer der Wehrmacht heroisiert, und den Deutschen, die als »Inbegriff des Inhumanen« dämonisiert werden, besonders deutlich zum Ausdruck. So liest sich das Gemälde wie eine Beschwörung des nationalen Ethos der Nachkriegszeit: Das Gedenken an die nationalsozialistischen Verbrechen erhält somit in der kollektiven Identität der Niederländer eine zentrale Bedeutung.

Nach 1945 spielte auch in der österreichischen Identitätspolitik die Distanzierung von Deutschland eine erhebliche Rolle. Österreich sah sich veranlasst, sich und der Welt zu beweisen, dass es mit dem Nationalsozialismus, der allein »den Deutschen« zugeschrieben wurde, nichts zu tun gehabt habe. Anhand mehrerer Beispiele stellt *Heidemarie Uhl* dar, wie die österreichische Identität – über alle politischen Lager hinweg – vor allem in der unmittelbaren Nachkriegszeit als Antithese zum Deutschtum definiert wurde. So heißt es in einem offiziellen Grundsatzartikel zu den Aufgaben der Schule aus dem Jahr 1945, »die Österreicher« seien »kosmopolitisch, versöhnend, humorvoll und gütig« – Charaktereigenschaften, die »den Deutschen« völlig fremd seien. Dessen ungeachtet hatte sich noch bis Mitte der 1960er Jahre kein österreichisches Nationalbewusstsein herauskristallisiert. Im Mittelpunkt von Uhls Analyse steht die Frage, wie die sogenannte Opferthese immer wieder neu instrumentalisiert wurde, um Österreich aus der Verantwortung für die NS-Verbrechen zu ziehen. Ging es in der österreichischen Identitätspolitik nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs noch darum, Österreich als das »erste Opfer« des aggressiven »deutschen« Nationalsozialismus darzustellen, so regierte während der Zeit des Kalten Krieges »ein Konsens des Schweigens« über die NS-Zeit. Und letztlich verkehrte sich das Bild dahingehend, dass sich »die Österreicher« vermehrt als die Opfer des Krieges *gegen* den Nationalsozialismus sahen. Erst Ende der achtziger Jahre wurde die Opferthese in Frage gestellt. Die Reaktion Österreichs auf die deutsche Wiedervereinigung sowie der österreichische EU-Beitritt zeigen, so Uhls Fazit, die Stabilität des noch jungen österreichischen Nationalbewusstseins. Darüber hinaus wird der gegenwärtige Nationalstolz der Österreicher gerade durch den Umstand genährt, dass das Gros der Arbeitsmigration aus Deutschland kommt.

III. Erinnerungen, Vermittlungen, Erzählungen

Der Fall des Eisernen Vorhangs im Herbst 1989 beendete die jahrzehntelange Teilung des Kontinents in einen »Block der Gleichen« im Osten und eine »Welt der Freien« im Westen, was wiederum die Bildung neuer und Aktivierung alter nationaler Selbst- und Fremdbilder in Europa bewirkte. Dass Deutschland heute die größte Wirtschaftsmacht und das einwohnerstärkste Land der EU ist, spielte bei manch einer nationalen Neupositionierung sicherlich eine Rolle. Während der vorige Abschnitt sich mit solchen Bestrebungen befasste, die bestimmte Identitäten »von oben«, also von Staats

wegen förderten, fragen die drei Beiträge, die sich mit der Zeit nach 1989 beschäftigen, wie heute »unten« – also in der Zivilgesellschaft – mit Selbst- und Fremdbildern umgegangen wird.

Thomas Ernst und Georg Kreis gehen in ihren Beiträgen der Frage nach, wie »die Deutschen« im aktuellen öffentlichen Diskurs in Belgien, Luxemburg und der Schweiz – jenen Nachbarländern Deutschlands, in denen Deutsch als eine unter mehreren Amtssprachen anerkannt ist – wahrgenommen werden.

Thomas Ernst analysiert anhand von Texten aus der belgischen und luxemburgischen Gegenwartsliteratur den Umgang mit dem monolingualen Selbstbild Deutschlands. Er arbeitet dabei vier unterschiedliche Positionierungen heraus: Flandern zeichne sich durch sein ambivalentes Verhältnis zu Deutschland aus. Zum einen sei das notorische Stereotyp vom »hässlichen Deutschen«, das mit der Erinnerung an die NS-Barbarei assoziiert wird, weit verbreitet. Zum andern jedoch werde Deutschlands monolingualer Nationalismus als Modell für die separatistischen Bestrebungen und die regionale Identität Flanderns herangezogen. Der Argumentation belgisch-europäisch und multilingual orientierter Intellektueller zufolge sei die deutsche Sprache im Rahmen einer europäischen Vielsprachigkeit zu verorten. Ähnlich sei die Position in der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens (DG), einer Gebietskörperschaft im Osten Walloniens. Die dortigen Bemühungen, eine konstitutionelle Vielsprachigkeit – »Frallemant« – zu etablieren, konterkarieren wiederum Deutschlands monolinguale Identität. In Luxemburg hingegen werde Deutsch oft als die Sprache der NS-Täter und Luxemburgisch als die Sprache der Besatzungsoffer identifiziert. In der Folge habe sich in den letzten Jahrzehnten in bewusster Abgrenzung zum hegemonialisierten Deutsch das Luxemburgische zur Nationalsprache entwickelt.

Georg Kreis analysiert den schweizerischen Mediendiskurs über »die Deutschen« in den Jahren 2007 bis 2010, ein Zeitraum, in dem eine vermehrte deutsche Zuwanderung in die Schweiz einsetzte. Neueste Umfragen zeigen, dass Deutschland zu den unbeliebtesten Nachbarn der Schweiz zählt, sodass *Kreis* zufolge hier von einer regelrechten Deutschenfeindlichkeit gesprochen werden kann. Wenn auch den deutschen Neuzuwanderern manch Positives, wie eine gute Ausbildung und Redegewandtheit, zugestanden werde, bewirke dies doch häufig ein Unterlegenheitsgefühl. So überwiege meist, auch in der Presseberichterstattung, ein negatives Urteil: Der massive Zustrom »der Deutschen« mache der einheimischen Bevölkerung gutbezahlte Jobs, vor allem in Führungspositionen, streitig. Anhand der Aktivierung alter Stereotype werde, so *Kreis*, in den Medien eine stärkere Abgrenzung des schweizerischen Selbstbildes gegenüber dem deutschen Fremdbild sichtbar – etwa, indem sich die Schweizer im Vergleich zu den vorgeblich obrigkeitshörigen Deutschen als Erzdemokraten sähen.

Hatte Zef Segals Beitrag am Beginn dieses Bandes die Frage der Repräsentation »deutscher« Grenzen im 19. Jahrhundert zum Gegenstand, so beschäf-

tigt sich *Klaus Dicke* mit einer ähnlichen Thematik am Anfang des 21. Jahrhunderts. Er erörtert, wie gegenwärtig an der ehemaligen innerdeutschen Grenze die schmerzliche Erinnerung an die Teilung Deutschlands repräsentiert wird. Unter kritischer Heranziehung des Begriffs der »Memorialkultur« analysiert er drei Gedenkstätten, die aus lokalen Bürgerinitiativen entstanden und somit auch als Ausdruck neu erwachter regionaler Identitäten zu bewerten sind. Alle drei Gedenkstätten sind um die Erhaltung und Darstellung der ehemaligen Grenzbefestigungen, die Aufklärung über die Ereignisse im Grenzgebiet sowie die Erinnerung an die Grenzopfer bemüht. Dicke wirft dabei die Frage auf, ob diese Orte bei aller Würdigung und Dokumentierung der Wiedervereinigung nicht gerade das Trennende an der ehemaligen Grenze perpetuierten, statt einen Beitrag zur mentalen Überwindung der Teilung zu leisten. In seiner Analyse hebt Dicke hervor, dass in den Gedenkstätten neben facettenreichen Formen der Gedenkkultur auch ambivalente Geschichtsnarrative zutage treten. Denn einerseits vermittelten die Orte den Eindruck, dass Grenzen Sicherheit bedeuten können, andererseits stellten sie die Grenze als Skandal und als Symbol willkürlicher Gewalt dar. Auch an den Besucherreaktionen der ehemaligen Ost- und Westdeutschen ließen sich die unterschiedlichen Erinnerungen und Narrative, die jeweils mit der Grenze verbunden sind, erkennen. Dicke schließt seinen Beitrag mit bildungspolitischen Überlegungen, wie mit diesen Unterschieden in den Gedenkstätten effektiver umgegangen werden könnte.

Es wird somit deutlich, dass Grenzen jeweils andere Funktionen zugeschrieben bekommen, je nachdem, ob die Nachbarn in Konzepten und Bildern von Gemeinsamkeit, Differenz oder gar tief empfundener Alterität imaginiert werden. Die Spanne der möglichen Funktionen reicht weit: So erscheinen Grenzen als verbindende Kontaktzonen, als umstrittene Gebiete, in denen Machtverhältnisse ausgehandelt werden, als marginale Regionen, die Pluralität und Hybridität ermöglichen, als Demarkationslinien und Schutzmauern gegen Bedrohungen von außen – und häufig sollen sie gar mehrere dieser Rollen gleichzeitig erfüllen.⁵ Wo Grenzen gezogen werden, findet sich auch Ambivalenz, denn Grenzen sollen »uns« zwar von »den Anderen« trennen und schützen, sie bilden aber immer auch eine Verbindung zu ihnen.

* * *

- 5 Vgl. Etienne François/Jörg Seifarth/Bernhard Struck, *Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. zum 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2007; Peter Haslinger (Hg.), *Grenze im Kopf. Beiträge zur Geschichte der Grenze in Ostmitteleuropa*, Frankfurt a. M./Berlin/Bern 1999; Hans Knippenberg/Jan Markusse, *Nationalizing and Denationalizing European Border Regions, 1800–2000*, Boston 1999; Ulrike Meinhof (Hg.), *Living (with) Border: Identity Discourse on East-West Borders in Europe*, Aldershot 2002; David Newman, *The Lines That Continue to Separate Us: Borders In Our »Borderless« World*, in: *Progress in Human Geography* 30/2 (2006), 143–161.

Ein weiterer Abschnitt des *Jahrbuchs* ist einem scheinbar gänzlich anderen Thema gewidmet: Im Jahr 2011 beging das Minerva Institut für deutsche Geschichte, das sich als erste Institution in Israel der deutschen Geschichtsschreibung widmete, sein vierzigstes Jubiläum. Ein erfreulicher Anlass, der auch Gelegenheit bot, sich seiner Ursprünge zu erinnern. Anhand eingehender Recherchen im Archiv der Universität Tel Aviv hat *Iris Nachum* die Anfänge des Instituts wie auch die Arbeit seines Gründers Walter Grab rekonstruiert und analysiert. Ihr Beitrag leitet zur Dokumentation eines Podiumsgesprächs über, das am 28. Dezember 2010 aus ebendiesen Anlässen – dem Institutsjubiläum und der Würdigung des Institutsgründers – stattfand.

Am Gespräch nahmen verschiedenen Generationen angehörende israelische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler teil, die sich mit der deutschen Geschichte befassen. Gewiss: Israel ist kein Nachbar Deutschlands, und das in Israel herrschende Deutschlandbild war auch nicht Gegenstand der Veranstaltung. Doch auch hier stand ein von nationaler Zugehörigkeit geprägtes Selbstbild im Mittelpunkt: das professionelle Selbstverständnis israelischer Historikerinnen und Historiker, die zur deutschen Geschichte forschen. Ihre Arbeit baut darauf auf, im Rahmen der historischen Forschung Bilder »der Deutschen« zu schaffen, so differenziert und vielschichtig diese auch sein mögen. In der Diskussion kamen Ambivalenzen zur Sprache, die aus der Analyse der Deutschlandbilder im Hauptteil vertraut sind: eine Mischung von Abgrenzungen und Identifikationen mit Deutschland, die sowohl die Historikerinnen und Historiker persönlich als auch deren universitäres Umfeld in Israel kennzeichnen.

José Brunner und Iris Nachum
Tel Aviv, Oktober 2011